

Jerusalem, Israel / Palästina

Der Schlüsselhüter in der Stadt der Scheinheiligkeit

Erhaben steht es da, das grösste und mächtigste Tor der Altstadt. Nicht nur bei Weitem das schönste der insgesamt acht Tore ist es, sondern auch der bevorzugte Eingang zur vollständig ummauerten Altstadt von Jerusalem. Wer sich an einem Freitagmorgen in die Nähe des Damaskustors verirrt, der darf nicht in Zeitnot sein. Menschen drängen sich in beiden Richtungen durch das Nadelöhr. Eingeklemmt zwischen den Leibern stehe ich dazwischen, geschoben von der Menschenmasse, nach hinten genauso wie nach vorne, bis nichts mehr geht. Am Rande des Gemenges breiten palästinensische Bäuerinnen am Boden ihr Gemüse aus, und fliegende Händler verkaufen Uhren, Schmuck, Kleider und Popcorn auf farbigen Handkarren. Zwei Musikgeschäfte unter dem Torbogen spielen gleichzeitig die neusten arabischen Hits in Höchstlautstärke ab. Amr Diab vermischt sich mit Nadia und Khaled.

Heiliger Streitpunkt. Yerushalaim oder Al Quds. Sowohl auf Hebräisch wie auch auf Arabisch bedeutet der Name der Stadt «Die Heilige». Hier finden sich die bedeutendsten Stätten des Judentums und Christentums und der drittheiligste Ort des Islams: die Klagemauer als Überbleibsel des zweiten jüdischen Tempels, die Grabstätte Jesu und der islamische Felsendom mit der Al-Aqsa-Moschee. Das statistische Jahrbuch von Jerusalem listet zudem weitere 1204 Synagogen, 158 Kirchen und 73 Moscheen im Stadtgebiet auf. Auf keinem anderen Fleck der Welt gibt es Religionsstätten in dieser Dichte. Kein Wunder ist Jerusalem seit Jahrzehnten der zentrale Streitpunkt des Nahostkonflikts und im Gegensatz zum Namen so unheilig wie kaum ein anderer Ort auf der Welt. Nie scheint sie zum Frieden zu kommen, die Stadt.

2006 errichtete Israel eine acht Meter hohe Mauer rund um das im Sechstagekrieg annektierte Ostjerusalem. Wie eine Fessel schliesst



Schlüsselwächter. Stolz zeigt Watschi den alten Schlüssel, den seine Familie seit 1400 Jahren in Gewahrsam hat (oben).

Religionsgeschichte. In der Altstadt von Jerusalem liegen Alltagsleben und Heiligtümer von Christentum und Islam nahe beieinander (rechts).

sich die Mauer seither um den Hals der Palästinenser. Sie trennt Familien im Westjordanland von ihren Verwandten im arabischen Teil Jerusalems und verwehrt ihnen den Zugang zur Stadt. Und umgekehrt zu ihren Feldern. In Abu Dis, einem einst lebhaften Ort vor den Toren der Stadt, schloss die Hälfte der rund 200 Geschäfte entlang dem Weg von Jericho nach Ostjerusalem, weil das Einkommen an der zuvor stark befahrenen Strasse stark zurückging. Für viele ist die Abtrennung Ostjerusalems vom Westjordanland eine Tragödie. Und so ist in der Stadt eine neue Klagemauer entstanden, eine für die Palästinenser.

Wahnvorstellungen. Weisse Quadersteine, verwinkelte Gässchen, steile Treppen, überdeckte Märkte. Immer wieder blitzt zwischen den hellen Steinmauern die goldene Kuppel des Felsendoms im blauen Himmel. Doch so schön die Stadt mit ihren erhabenen Gebäuden und 1000 Sehenswürdigkeiten ist, schon nach ein paar Stunden in der Stadt fühle ich mich, als müsste ich einen Teil der 2000-jährigen Spannungen auf den eigenen Schultern mittragen. Neben den schaukelnden Männern mit Zapfenlocken, dicken Brillengläsern und schwarzen Hüten vor der Klagemauer, den Gruppen, die unter Tränen und mit Leidesmiene schwere Holzkreuze auf ihren Schultern durch die enge Via Dolorosa schleppen, den verschleierten Frauen und uniformierten Soldaten sehne ich mich plötzlich nach Gewohntem und Normalem. Nach Einheit und nach Harmonie. Eine ungewohnte Schwere überfällt mich. Ist dies der Anfang des berühmten Jerusalemsyndroms? Fühlt man sich so, wenn man glaubt, Johannes der Täufer zu sein?

Jedes Jahr bekommen rund 100 Einwohner- und Besucherinnen Jerusalems Wahnvorstellungen und

glauben, sie seien Moses, Jesus, Maria oder König David. Dabei legen sie häufig ihre Kleidung ab, stellen sich in Bettlaken gehüllt an eine Strassenecke in der Altstadt und beginnen zu predigen. Die Erkrankung ist weder gefährlich noch ansteckend, und die Betroffenen sind in der Regel nach einigen Tagen in einer psychiatrischen Anstalt wieder vollständig normal. Ein schwacher Trost. Wer gibt schon gerne zu, dass er einmal allen Ernstes dachte, eine biblische Persönlichkeit zu sein. Vorsichtshalber beschliesse ich deshalb, nicht allzu lange in der Stadt zu bleiben. Doch bevor ich Jerusalem wieder verlasse, habe ich einen wichtigen Termin einzuhalten.

Schlüssel zum Paradies. Mitten im unübersichtlichen Häuser- und Gassengewirr des christlichen Viertels der Altstadt stehe ich plötzlich vor ihr, der Stätte der Kreuzigung,



Fotos: Sandra Blaser

Jeden Morgen pünktlich um fünf Uhr schliesst er die massive Kirchentüre auf und sperrt sie abends um acht Uhr wieder zu. Tagein, tagaus, wie vor ihm sein Vater, Grossvater, Urgrossvater und all die weiteren Vorfahren. Stolz erzählt er, dass der «christliche» Schlüssel im 7. Jahrhundert zu seiner Familie gekommen ist. Über die Gründe hierfür gibt es offiziell unterschiedliche Versionen. Einige besagen, dass der Ursprung in den Unstimmigkeiten der verschiedenen christlichen Konfessionen zu suchen sei. Die Kirche ist gemeinsamer Besitz der Griechen, Armenier und Lateiner. Den Kopten, Syrern und Äthiopiern gehören einzelne Kapellen und Bereiche im Innern. Diese Besitzverhältnisse hatten sich in der Vergangenheit immer wieder verändert, und es kam dabei nicht selten zu Streitigkeiten. Der moslemischen Familie Nuseibeh wurde deshalb mehr Vertrauen entgegengebracht als den anderen christlichen Mitbesitzern der Kirche.

Weitsichtiger Kalif. Watschi Nuseibehs Geschichte über die Übergabe des Schlüssels an seine Familie lautet ein wenig anders und stellt den Kalifen Omar bin al-Chattab in den Mittelpunkt des Geschehens.

Nach Omars Eroberung der Stadt im 7. Jahrhundert empfing ihn der damalige griechisch-orthodoxe Patriarch Safaronius in der Grabeskirche und lud ihn zu einer Besichtigung ein. Während des Rundgangs durch die Kirche entschuldigte sich der Kalif, weil er sich zum Gebet zurückziehen wollte. Der Patriarch bot ihm an, sein Gebet in der Kirche zu verrichten. Doch Omar lehnte ab und betete 300 Meter von der Kirche entfernt. Später erklärte er dem Patriarchen, dass er verhindern wollte, dass die Grabeskirche durch sein Gebet nach seinem Tode in eine Moschee umgewandelt wird. Der durch so viel Weitsicht beeindruckte Patriarch übergab dem Kalifen darauf den Schlüssel der Grabeskirche zur Aufbewahrung. Omar vertraute die Aufgabe dem ältesten Sohn der Familie Nuseibeh an, der bei der Eroberung Jerusalems an seiner Seite gekämpft hatte.

Mit Ausnahme der Herrschaft der Kreuzritter befindet sich der Schlüssel seit jenem Tag vor rund 1400 Jahren im Gewahrsam eines männlichen Mitglieds der Familie Nuseibeh.

Der Stolz des Wächters. Mit einem Lächeln beendet Watschi Nuseibeh seine Geschichte und zeigt die Leiter, die er braucht, um das in zwei Metern Höhe angebrachte Schloss der massiven Holztüre auf- und zuzuschliessen. Der Schlüssel selbst gleicht einem mittelalterlichen Folterinstrument und besteht aus zwei Teilen, die in die Tür eingesetzt werden müssen. Niemand scheint seit dem 7. Jahrhundert daran gedacht zu haben, der Türe ein modernes Schloss zu verpassen. Doch Watschi stört das nicht. Er hat sich an den Schlüssel gewöhnt. Seit über 30 Jahren steht er nun schon im Dienst der Christen.

Der Tag seines Arbeitsantritts ist ihm immer noch in lebhafter Erinnerung. Nervös war er, als ihm sein Vater den Schlüssel übergab, und voller Angst, der wichtigen Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Doch seine Zweifel waren unbegründet.

Früher, bevor er den Schlüssel von seinem Vater übernommen hat, war er Elektriker. Hätte er gerne etwas anders gemacht in seinem Leben, als 30 Jahre lang die Grabeskirche zu hüten? Watschi überlegt eine Weile. «Vielleicht Fernseher flicken. Oder Aufzüge», sagt er dann.

Mittlerweile ist er über sechzig, doch er denkt noch nicht an einen Rückzug von seiner Aufgabe.

«Es gibt kein offizielles Rücktrittsalter», meint er und lächelt. Es kann noch lange dauern, denn Watschi liebt seine Arbeit. Seine Augen leuchten auf, als er sagt, wie stolz er ist, diese alte Tradition weiterführen zu dürfen.

Ob sein einziger Sohn die Aufgabe übernehmen wird oder nicht, steht noch nicht endgültig fest. Wenn er sich weigert, wird der Schlüssel einem anderen männlichen Mitglied der Familie übergeben. «Oder Ihrer Tochter?», schlage ich vor. Watschi schaut mich fassungslos an. «Nein, nein», sagt er und schüttelt energisch den Kopf. Keine Gleichberechtigung am heiligsten Ort des Christentums. Das hätte ich mir denken können.

Friedliches Verhältnis. Jedes Jahr zu Ostern übergeben die drei Patriarchen der armenischen, griechischen und lateinischen Kirche den Schlüssel in einer rituellen Zeremonie Watschi von Neuem. Dieses Ritual soll immer wieder das Vertrauen bezeugen, das die Kirchen der Familie Nuseibeh entgegenbringen. Von Spannungen im Verhältnis zwischen seiner moslemischen Familie und den christlichen Würdenträgern will Watschi nichts wissen. Nach seinen eigenen Aussagen hat es die in über 14 Jahrhunderten nie gegeben.

Die friedliche Geschichte im Spannungsfeld dreier Weltreligionen und endloser Kämpfe zwischen Israelis und Palästinensern fühlt sich an wie Balsam auf meine pazifistische Seele, und ich fühle mich gleich wieder viel besser. Und irgendwie normaler. Vielleicht bin ich doch nicht Johannes der Täufer.

karin_hofmann2002@yahoo.com

Karin Hofmann ist im humanitären Bereich tätig und reiste, lebte und arbeitete in den letzten 20 Jahren in verschiedensten Gegenden der Welt, darunter im Nahen und Mittleren Osten, in Asien, Afrika und Zentralamerika.

Die Geschichten «Mittendrin im Abseits» porträtiert Menschen und Begebenheiten aus allen Ecken der Welt, auch solchen, von denen oft nur die kurzen Negativschlagzeilen aus den Nachrichten bekannt sind. Die Geschichten erzählen vom alltäglichen Leben, den Freuden und Leiden, Wünschen und Hoffnungen einfacher Menschen, von Kuriositäten des Lebens und den Erlebnissen und Eindrücken einer ewig Reisenden.